

**Trübe Gedanken.**

John Ritsch, Esq., giebt sich denselben hin. — Todesahnungen. — Ein graufamer Arzt. — Ein Mißverständniß.

Mißer Ebitter! Bläßliche Ereigniß, wo Mich in der Schäß von fiddlen Jovens befalle hamme. Kompelle Mich, schon heint Mein morgige Letter an Jhne ze schreibe.



Wie segt der Poet? „Rach, mitaus Warnung, tritt der Tod de Mensch an.“ Des is of course von dem Poet blos for gewöhnliche Mensch gemeent, anwoer es scheint, daß so gar auch bei Prominente tee Differenz nit gemacht werd. Nämlich die Flüssigteite. Des heißt, der Datter fällt es die Liquidjen. Des is, was der Trovvel is. Ich des sie nimmer zu Mir nemme.

Also, um es forz ze mache: Uff emol kriegt mer e Angst vor eme gewisse Angstgefühl un dann denkt mer sich, es wär doch schrecklich, wann mer uff emol nimmer weiter gehn könnt, un richtig, so schur, wie Sie lebe, Mißer Ebitter, dann tann mer werlich nimmer weiter un mer hält sich an eme Lämpfich an un winkt eme plattdutsche Grocerndler, er soll Em' die paar Schritt bis zum Fämilien-Grenzum vom nexte Corner-Saluhn führ'n. Inwische hot mer so en unpleasiant Schmell von Pech und Sulfer in der Nas, un mit ersterbender Stimm läßt mer sich uff en Chait im Badroom nieder un schlüßert (im sichere Gefühl des Gefogebawoes) taum hörbar „En Milkpontsch, horry opp, un e plain Booge, während daß Sie's mache.“

Dann werd Em' e Bihle besser un so nach erer Stund oder zwei fühl mer all right. Des hen Jch schon e paar Mal gehatt un dorchgemacht, anwoer gestern is es zu arg geworn un der Datter is Mitte in der Nacht gefallt worn. Er hot was verschriwe un dann am nexte Tag war die große Examinätschen.

Der Datter hot nämlich e Stehstocourse bei sich gehallt un hot Mir da demit unner dem feidene Unnerbemb an Mein Brustschastche erumgehörcht. Un dann hot er am Herze erum gekloppt, so daß Jch e paar Mal gerufe hen „Herzrein!“ Un dann hawwe Wir e Konsultätschen zesamme gehatt. „John“, segt er, „John, Du mußt die Liquidje uffgewe. Des menschlische Herz is for die Drints wie e Pump — „Was?“ sag Jch. „Pump? Jch drint for Risch!“

„Loß mich ausrede“, segt der Datter. „Des menschlische Herz is wie e Pump, un die Liquidje, die müsse dorchgepumpt wern, un des konnt Du nit stände un deswege mußt Du, weil Dei Herz zu groß geworn is dorch Pumparbeitüberanstrengung, die Liquidje uffgewe.“ „Supp“, segt der Datter, „Supp is e Liquid.“ „Supp schwür Jch ab“, sag Jch. „Un dann Bier, des genießt Du in zu große Quantities.“

„Jch trint Unnerhaupt kei Bier. Jch trint Pilsner oder Baptrich.“ „Ja, anwoer die Quantity!“ segt der Datter. „Also forz, es hot demit geendet, daß ich Alles trinke berf, anwoer blos e Bihle derwo. En Fingerhut voll uff emol.“

Was is der Juch, da derwo? Jch will doch nit Mei Gorgel uze? \* \* \* Jch hen die Kur schon angefangt, Jch sein zum Ichalli un der hot gefrogt, was Jch nemme thät. „Jch derf nit trinke“, hen Jch gesagt. „Ichalli es is wege die Liquidje.“ „Also da nemmst Du en Whiskey“, segt der Ichalli. „All right.“ (Des is der kleinste Quantum Liquidjum.) „Was an der Aufseer?“ „Ja, Wasser berf Jch nit, des is des Allerhöchlichste. Senger Ale is e Liquidjum — derf Jch nit — Senger is aach liquid, Jch aach nit, geb Mir en annere Whiskey als Chaser. Whiskey is allemal des kleinste Liquidjum.“

**Esse zu erlaube, Wann er nix berzu trinke berf?**

Jhne des Nämliche wünschend Mit Rigards Yours John Ritsch Esq. Des Großartigste is anwoer, daß die Akti in Konsequenz von Meinem sterbende Zustand ischellos geworn is. Sie hot gehört, (sie hot of course geliffent un ordts Schlüsselloch gequdt), daß Mei Herz einige Seises zu groß is. Un jekt thut sie des zu die Himäts attribute. Sie konsidert des „Derz“ nämlich von dem Standpunkt, wie die Novellwriters de Term juchte. Die Ueberanstrengung dum Herze thut sie so uffasse, als wann Jch wege Love un so Sade zu frenjuoch wär.

**Der Frit eines Juwelenschwunders.**

Auf einen sehr gefährlichen Hochstapler wurde die Berliner Kriminalpolizei aus Brüssel aufmerksam gemacht.

Dort erschien ein Mann in mittleren Jahren in einem Juwelierladen, stellte sich der Verkäuferin, die allein anwesend war, als Baron de Santignac vor und wünschte zur Hochzeit seines Bruders einige Geschenke zu kaufen, die 5000 bis 6000 Francs kosten dürften. Nach längerem Aussuchen fiel seine Wahl auf zwei Obgehänge mit Brillanten, einem Diamantring mit Perlen und Brillanten und einen Herrenting mit einem großen Brillanten. Diese Schmuckstücke kosteten zwar 7250 Francs, Herr de Santignac wollte aber auch soviel anlegen, nur verlangte er einen Nachlaß von fünf vom Hundert. Da die Verkäuferin diesen nicht bewilligen konnte, so rief sie den Geschäftsinhaber, der dem Verlangen des Kunden entsprach. Der Käufer ließ sich die Schmuckstücke in ein Kästchen packen und dieses umschütren und mit der Aufschrift „Baron de Santignac, Rentier, Arelau“, versehen. Dann versiegelte er es mit seinem Petschaft mit dem Zeichen D. S. und bat den Geschäftsmann um die Rechnung. Während der Juwelier diese aus schrieb ließ sich der Baron von dem Ladenräuflin noch eine Uhrkette aus dem Schaufenster nehmen und kaufte sie auch noch. Jetzt las er die Rechnung durch, öffnete seine Brieftasche und zählte eins, zwei, drei, vier, bis er stotterte und feststellte, daß seine Baarschaft zur Begleichung der Rechnung doch nicht ausreichte. Sofort legte er die Uhrkette und das versiegelte Kästchen auf den Ladentisch und ging weg, „um sich von einem Freunde den Betrag, der ihm noch fehlte, zu holen.“

Vergebens wartete der Juwelier auf seine Rückkehr. Endlich stieg ihm der Verdacht auf, daß er einem Gauner in die Hände gefallen sei, er öffnete das Schmuckkästchen und fand darin einen Zeitungsausschnitt und einige Kieselsteine. Der Kunde hatte unbedenkt das Kästchen mit einem anderen, ebenso verschmürten und versiegelten, vertauscht.

Baron de Santignac, der den nicht ganz neuen Kniff wahrscheinlich auch noch anderswo veruchen wird, ist etwa 40 Jahre alt und beliebt, hat einen dunkelblonden nach oben gedrehten Schnurrbart und trug ein dunkles Jackett, einen schwarzen, weichen Hut, eine weiße Kravatte und eine klauenförmige Nadel mit einem Opal. Das von ihm erschwundene Obgehänge besteht aus je drei untereinander hängenden Brillanten, der Frauentrag hat eine Perle und zehn kleine Brillanten, der Herrenting zwei große, zwei Karat schwere Brillanten.

Aufgeklühtenes. Förster: „Mein Hektor das ist der pfiffigste Hund, den es jemals gegeben hat. Unlänglich gebe ich ihm mein Portemonnaie in's Maul, damit er es meiner Frau nach Hause trage. Jch hatte das Geld vorher abgezählt und es befanden sich in dem Portemonnaie 12 Mark und 6 Zehnpennigstücke. Zu Hause konstatierte meine Frau, daß ein Zehnpennigstück fehlt. Was glauben Sie, hat das Thier mit dem Zehnpennigstück gemacht? Eine Wurst kaufte er sich unterwegs, wie mir der Schlächter Tags darauf erzählte.“

Frommer Wunsch. Langer Handwerksbursche (dem ein Wirth ein kleines Vögelglaschen Schnaps spendirt hat, vor dem Ansehen): „Verlauf' Dich nicht, eh' Du in den Magen kommst.“

Süßher Vergleich. Chef (zum Buchhalter): „Noch immer sind Sie nicht fertig mit dem Buchauszug! Wahrhaftig, der Auszug aus Aegypten hat auch nicht länger gedauert, bis Sie das zu Stande bringen!“

Ein feines Wirtshaus. Wirth (zum Hausknecht): „Der Gast von No. 17 scheint kein Geld zu haben.“ Hausknecht: „O ja, er legt seine Brieftasche unter's Kopfkissen.“ Wirth: „Das beweist nix! Schnipps halt für ein paar Minuten, damit wir nachschauen, ob Geld drin ist!“

Vorsichtig. Chef: „Haben Sie dem Herrn geschrieben, daß er ein Schwindler sei?“ Buchhalter: „Jawohl!“ Chef: „Streichen Sie das Wort Schwindler aus, aber so, daß er's doch lesen kann!“

**Uberglaube und Hochzeit.**

Von A. Oskar Klaußmann.

Berlin steht im Zeichen und im Jenseit der Eheschließungen. Die Zeit von 25. September bis zum 25. Oktober des Jahres ist die Hochzeitzeit der Heirathen, und 20 v. H. aller im Jahre geschlossenen Berliner Ehen kommen auf diese Zeit. Natürlich blüht bei diesen vielen Eheschließungen auch wieder der Aberglaube, und in Berlin um so mehr, als hier nicht nur die alteingewurzelten, lokalen, abergläubischen Gebräuche in Betracht kommen, sondern auch der Aberglaube aller Staaten und Provinzen des Deutschen Reiches, welche ihr Kontingent zu der Bevölkerung Berlins in den letzten Jahren gestellt haben.

Der Aberglaube löst schon seinen Einfluß, wenn es sich darum handelt, den Hochzeitstag festzusetzen. Daß man in Berlin Freitag nicht heirathet, ist selbstverständlich; Freitag ist ja der bekannte Unglückstag. Sonst gilt aber kein Monat für besonders unglücklichbringend, während z. B. in England im ganzen Monat Mai keine Hochzeiten gehalten werden, weil man diesen Monat für besonders unglücklichbringend hält. In Schottland gilt der 31. Dezember, also der Silvesterabend, für den besten Hochzeitstag. In einer ganzen Anzahl von Ländern hält man den Hochzeitstag von Fürstlichkeiten für besonders glücklich. So wurden zum Beispiel an dem Tage, an dem die Königin Wilhelmina von Holland heirathete, noch 400 andere holländische Brautpaare getraut. Für den Tag, an dem der jetzige König von England, Eduard, als Prinz von Wales die damalige Prinzessin Alexandra von Dänemark heirathete, hatten sich in England an sämtlichen Kirchen so viele Brautpaare angemeldet, welche getraut werden wollten, daß es an vielen Stellen vollkommen unmöglich wurde, sämtliche Trauungen vorzunehmen.

Aberglauben knüpft sich in Berlin und allenthalben auch schon an die Herstellung des Brautkleides. Die Berliner Braut darf keinen Stich an ihrem Brautkleide selbst nähen; das bringt Unglück. Die englische Braut darf niemals Stednadeln bei ihrer Braut-Toilette benützen; ebenso gilt dort die Hoffnungsfarbe Grün für höchst unglücklichbringend. Die Berliner Braut näht sich sehr oft etwas Geld in die Brauttschleppe. Hat sie an ihrem Kleide keine Schleppe, so kommt das Geld in den Kleiderbaum, oder es wird im Schuh getragen. Dieser abergläubische Gebrauch soll der Braut nicht nur während der ganzen Zeit der Ehe immer genügend Geld verschaffen, sondern auch die „Herrschaft“ in der Ehe garantieren. In einzelnen Provinzen und Staaten des Deutschen Reiches näht die Braut außer Geld auch noch Salz und Brot in die Brauttschleppe oder in den Saum des Brautkleides. Die Bedeutung von Salz und Brot ist allgemein bekannt; wird ja auch in Berlin bei Unglücken stets zuerst Salz, Brot und etwas Geld in die neue Wohnung gebracht, damit es dort an Nahrung und Baarmitteln niemals fehle. Manche Berliner Braut trägt aber außer dem Geld in ihren Schuhen auch noch Salz und Dill, das bekannte in der Küche verwendete Kraut. Die Braut soll während des Trauungsaktes die Worte sagen:

„Jch stehe auf Salz und Dill, Kann machen, wie ich's will.“ Dadurch soll sie sich in der Ehe die „Herrschaft“ sichern. Viel Andacht wird allerdings eine Braut, die diese geheimnißvollen Worte gerade während des Trauungsaktes vor dem Altar zitiert, nicht besitzen.

Wenn die Braut das Haus verläßt, so hat sie eine ganze Anzahl von Vorschriften zu beachten, deren Nichtbefolgung „fürchterliches Unglück“ bringen soll. So darf die Berliner Braut, wenn sie das Haus verläßt, sich niemals umsehen. Sie muß die letzte sein, die aus dem Hause tritt, ebenso wie sie aus der Kirche zuerst heraustrreten muß. In England und in manchen Theilen Deutschlands wirft man der Braut beim Verlassen des Hauses, wenn sie zur Kirche fährt, allerlei glückverheißende Dinge nach: so Reis, Erbsen, auch alte Pantoffeln. In Schottland begiebt die Köchin die Schwelle, über welche die Braut aus dem Hause heraustritt, und man der Braut beim Verlassen des Hauses, wenn sie zur Kirche fährt, allerlei glückverheißende Dinge nach: so Reis, Erbsen, auch alte Pantoffeln. In Schottland begiebt die Köchin die Schwelle, über welche die Braut aus dem Hause heraustritt, und man der Braut beim Verlassen des Hauses, wenn sie zur Kirche fährt, allerlei glückverheißende Dinge nach: so Reis, Erbsen, auch alte Pantoffeln.

Wenn die Braut das Haus verläßt, so hat sie eine ganze Anzahl von Vorschriften zu beachten, deren Nichtbefolgung „fürchterliches Unglück“ bringen soll. So darf die Berliner Braut, wenn sie das Haus verläßt, sich niemals umsehen. Sie muß die letzte sein, die aus dem Hause tritt, ebenso wie sie aus der Kirche zuerst heraustrreten muß. In England und in manchen Theilen Deutschlands wirft man der Braut beim Verlassen des Hauses, wenn sie zur Kirche fährt, allerlei glückverheißende Dinge nach: so Reis, Erbsen, auch alte Pantoffeln. In Schottland begiebt die Köchin die Schwelle, über welche die Braut aus dem Hause heraustritt, und man der Braut beim Verlassen des Hauses, wenn sie zur Kirche fährt, allerlei glückverheißende Dinge nach: so Reis, Erbsen, auch alte Pantoffeln.

Wenn die Braut das Haus verläßt, so hat sie eine ganze Anzahl von Vorschriften zu beachten, deren Nichtbefolgung „fürchterliches Unglück“ bringen soll. So darf die Berliner Braut, wenn sie das Haus verläßt, sich niemals umsehen. Sie muß die letzte sein, die aus dem Hause tritt, ebenso wie sie aus der Kirche zuerst heraustrreten muß. In England und in manchen Theilen Deutschlands wirft man der Braut beim Verlassen des Hauses, wenn sie zur Kirche fährt, allerlei glückverheißende Dinge nach: so Reis, Erbsen, auch alte Pantoffeln. In Schottland begiebt die Köchin die Schwelle, über welche die Braut aus dem Hause heraustritt, und man der Braut beim Verlassen des Hauses, wenn sie zur Kirche fährt, allerlei glückverheißende Dinge nach: so Reis, Erbsen, auch alte Pantoffeln.

hem Wasser, „um die Thürschwelle für die nächste Braut warm zu halten“. Daß der Brautwagen nicht umkehren darf, nachdem die Braut eingestiegen ist, das wissen genau die Rutscher der Berliner Brautwagen. Sie fahren vor dem Hause gleich so vor, daß ein Umkehren nicht mehr nötig ist. Natürlich spielt das Wetter eine sehr große Rolle. Schönes Wetter bedeutet Glück, und der Berliner Aberglaube hat den Vers gebildet:

„So viel Strahlen Sonne, So viel Glück und Sonne.“ Aber auch gegen das schlechte Wetter hat die abergläubische Poesie einen Vers gemacht, welcher lautet: „So viel Tropfen Regen, Soviel Glück und Segen.“

Draußen im Deutschen Reich denkt man über Regentropfen, die in den Brautkränzen fallen, anders: sie bedeuten dort Thänen. Während man es in verschiedenen Ländern und außerhalb des Reiches und Deutschlands selbst für glückbringend hält, wenn mehrere Schwestern oder Geschwister gleichzeitig an den Traualtar treten, ist der Berliner Aberglaube gegenheiliger Meinung. Von Schwestern, die an demselben Tage getraut werden, muß die eine unglücklich werden, so verlangt es der Aberglaube.

Steht das Brautpaar erst vor dem Altar, dann feiert der Aberglaube wahre Orgien. Sehr viel kommt darauf an, ob die Kerzen „hell oder dunkel brennen“. Brennen die Kerzen hell, so bedeutet das Glück und Segen für die Ehe; brennen einzelne oder die Mehrzahl von ihnen nur mit schwachem Scheine, so bedeutet das Unglück. Brennen die Kerzen auf der Seite des Bräutigams dunkel, so stirbt er eher als seine Frau, und umgekehrt ist die Frau natürlich früherem Tode verfallen, wenn auf ihrer Seite die Kerzen dunkel brennen. Der Aberglaube verlangt, daß Braut und Bräutigam am Altar so dicht nebeneinander stehen, daß niemand zwischen ihnen hindurchsehen kann. Lassen sie zwischen sich eine Lücke, so haben die Heren Macht. Dieser Aberglaube ist uralt und bis in das Mittelalter zurück nachzuweisen.

Die Braut darf vor dem Altar nichts fallen lassen, zum Beispiel nicht das Taschentuch oder das Gebetbuch; sonst bedeutet das auch großes Unheil. Die Braut soll, während die bindende Eheformel ausgesprochen wird, entweder die Hand nach oben bringen oder ihren Fuß auf den des Bräutigams zu setzen suchen; dann hat sie das Regiment im Hause. Der Aberglaube, der sich auf diese beiden letzten Manipulationen bezieht, ist weit verbreitet, und bei ländlichen Hochzeiten finden zwischen Bräutigam und Braut beinahe Raubbalgereien statt, weil jedes von ihnen die Hand nach oben zu bringen versucht.

Verläßt die Braut die Kirche, so soll ihr eine der Brautjungfer oder die Mutter ein Loch in den Schleier reißen, sonst bleibt die Ehe kinderlos, und geschieht dieses Lochreißen nicht in der Kirche, so muß es Abends beim Abtönen des Kranzes geschehen, bei welchem ja gewöhnlich auch in „Ein der Brauttschleier in Stücke gerissen wird.“

In Deutschland hat der Unfug noch nicht Eingang gefunden, daß Generalproben des Trauungsaktes stattfinden, wie dies in Amerika und England der Fall ist. In England schreibt der Aberglaube vor, daß bei diesen Generalproben, an denen sich auch der amtierende Geistliche beteiligt und welche gewöhnlich einen Tag vor der wirklichen Trauungsaktes durchlesen werden darf. Dieser Aberglaube hat einen vernünftigen Grund, denn es ist wiederholt vorgekommen, daß bei diesen Generalproben der Hochzeit der Geistliche sich vergaß, die Trauungsaktes, entzöhrte.

Wertwüßigerweise bezieht sich in Deutschland und speziell in Berlin der ganze Aberglaube bei der Eheschließung nur auf den kirchlichen Akt. Für die Ceremonie des Standesamtes, wo es bürocratisch und nüchtern genug zugeht, scheint der Aberglaube nichts übrig zu haben.

Aus der guten alten Zeit. Polizeiwachthauptmann: „Wenn Sie nicht mitgehen, dann schéze ich!“ Bagabund: „Ja, so schéze, gib her das Gewehr, i will Dir's laden.“

Wiener Wit. Ein Wiener begegnet auf der Straße einem Mohren. Sofort wendet er sich an diesen mit der Frage, Sagens, lieber Herr, net wahr, Sö san kein Hiesiger?

Auf Umwegen. A.: „Erinnerst Du Dich noch an die Summe, die ich Dir vor zwei Jahren geborgt habe?“ B.: „Hoffentlich wirst Du mich nicht heute wegen der Verzinsung drängen?“ A.: „Gewiß nicht; laß Dir nur Zeit, ich wollte Dich nur bitten, sie mir auf ein paar Wochen zu borgen!“

Enfant terrible. Mutter (leise zu ihrem etwas verwilderten Sohn, dem es in größerer Gesellschaft bei Tisch auffößt): „Aber Karlichen, was war das?“ „Gutenlatat, Mama!“

**Zeitliche Betätigung.**

Der reiche Seidenhändler Jwan Petrovitch Jakobow hat seine guten Freunde, so erzählt ein russisches Blatt, in sein prächtiges Landhaus in einer Sommerfrische bei Petersburg geladen. Man hat schon allerhand Kurzwel getrieben und sich nun zum Muschla (Fliegen) - Spiel hingezett. Das Muschla bestand diesmal darin, daß vor jeden Mitspieler ein Gläschen Cognat hingestellt wird; alle haben sich ruhig zu verhalten, das Weitere den zahlreich umherstummenden Fliegen überlassend. Sobald eine von diesen sich auf ein Glas niederläßt, muß der glückliche Befizer den Cognat austrinken. Das Glas wird natürlich sofort wieder nachgefüllt. Da nun, wie gesagt, die Fliegen äußerst zahlreich vorhanden sind, nimmt das Spiel einen recht lebhaften Verlauf. Als benabe ein halbes Duzend Flaschen ausgerunten sind, ertönt plötzlich auf der Straße der Ruf: „Moroschke, Moroschke!“ (Gis!) Der Gedanke, mit etwas Gis die beim Spiel allmählich etwas erhitzten Gemüther abzukühlen, wird kaum ausgesprochen, als auch der Gastgeber den Gismann rufen läßt. „Wieviel Portionen befehlen Euer Gnaden?“ „So viel, wie Gäste da sind.“ „Nehmen Sie doch das Ganze — für fünf Rubel tre! ich es ab.“ „Nein, es ist zu viel.“ Wirklich nicht, Euer Gnaden, ich allein könnte es auffessen.“ „Halt, Bursche, dich nehmen wir beim Wort“, ruft der Hausherr. „Zehn Rubel sollst du haben, wenn 's Alles verzehrt. Aber merk dir, w...“ Zu übrig läßt, thun wir dir in die Müge.“ Der Gismann überschlägt sich den Gewinn, thut einen Seufzer und geht an's Werk. Natürlich hat er zuviel übernommen. Als er die erste Form gelehrt hat, stöhnt er: „Erbarnten Sie sich, es geht wahrhaftig nicht mehr, Euer Gnaden!“ „Kinder, schmiert ihm die andere Form in die Müge!“ ruft der Hausherr. Mit Windeseile wird die Müge mit Himbereis gefüllt und dem armen Teufel auf den Kopf gestülpt. In eisernen, rothgefärbten Strömen läuft ihm der süße Saft über das Gesicht; er zittert wie Espenlaub, denn außer diesen Umschlag hat er mindestens drei Pfund Gis im Magen. Die scherzhaften Herren schütteln sich vor Lachen, geben ihm einen Zehner und lassen ihn laufen.

Wutterliebe. Von der Jagd heimkehrend, durchschritt ich die Gartenallee. Mein Hund lief vor mir. Plötzlich verlangsamte er seine Schritte und begann anzuschleichen, als ob er die Spur eines Wildes aufgenommen hätte. Ich blickte die Allee entlang und bemerkte einen jungen Sperling gelbschnäblig und mit weichem Federlaum auf dem Kopfe. Er war aus dem Nest gefallen — der Wind schüttelte stark die Birken der Allee — und hockte unbeweglich am Boden, die taum entwachsenden Flügelchen hilflos ausstreckend. Mein Hund näherte sich ihm langsam, als dom nächsten Baume plötzlich ein alter Sperling mit schwarzer Brust wie ein Stein direkt vor seiner Schnauze heruntersürgte und mit gesträubten Federn, verzweifelt kreischend zweimal in der Richtung nach seinem jähresstehenden geöffneten Nester sprang. Sich selbst aufopfernd, schützte er das Kindesleben, aber der ganze kleine Körper zitterte vor Entsetzen, die Stimme war wild und heifer, er starb in der Selbstaufopferung! Welch ein entsechlich machtvolleres Wesen mußte in seinen Augen der Hund sein! Und dennoch, er konnte von seiner geschützten Stellung auf dem Baumzweige nicht unthätig dem Untergange seines Kindes zuschauen. Eine Kraft, stärker denn sein Wille, riß ihn von dort hinunter. Mein „Tesor“ stuzte und zog sich einige Schritte zurück... Augencheinlich erkannte auch er diese Kraft an. Ich beilte mich, den eingeschüchterten Hund zurück zu rufen und eiserner mich tiefbeugte.

Ja, laßt nicht. Tief bewegt, geradezu erschüttert hatte mich der Anblick dieses kleinen heroischen Vogels und sein der Mutterliebe entspringendes selbstloses Handeln. Die Liebe, sagte ich mir ist stärker als Tod und Todesfürcht. Nur durch sie, nur durch die Liebe hält und bewegt sich das Leben.

Ein drolliges Geschichtchen. Man schreibt aus Westphalen: In Dortmund wurden die Terameter-

Um ein Haar. „Gel, Du hast Dein Prozeß verspielt?“ „Frei! Wenn i' mir nur a bissel schwören hätten lassen, nacha hätte i scho g'winna.“

Soziale Bedenken. Herr: „Warum betteln Sie denn, Sie könnten ja arbeiten!“ Bettler: „Je mehr Leute arbeiten, desto schlechter wird die Arbeit bezahlt, und dazu beif' ich nicht mit!“

Lehrer: „Kennst mir Thiere, die sich durch ganz besondere Hinterlist und Falschheit auszeichnen. Na Fritz?“ Fritz: „Der Hase.“ Lehrer: „Aber wie kommst Du denn darauf, der Hase ist doch ein ganz harmloses Thier.“ Fritz: „Na, weil doch meine Mutter blos immer von „falschen Hasen“ spricht.“

Falsche Auffassung. Bantier (als er auf einer Gebirgstour zum ersten Mal angefeilt wird): „Na, hör'n Sie, für die paar Mark wär' ich Ihnen auch so noch sicher genug!“

Erst. Fremder (im zoologischen Garten): „Einen großen Thierbestand haben Sie aber nicht!“ Aufseher: „Nein, aber dafür liegt im Restaurant „Brehm's Thierleben“ auf.“

Schöne Aussichten. Junge Frau (zu ihrem betrunkenen heimkehrenden Mann): „Um Gotteswillen, Heinrich, Du bist betrunken!“ Mann: „Was nennst Du betrunken? — bist Du aber noch grün!“

Der Badfisch. Institut - Vorsteherin: „Clara, Stehen Sie nicht fortwährend auf, Sie müssen sich gedulden, sitzen zu bleiben!“ Schülerin: „Ich glaube, Fräulein, man gewöhnt sich das leicht zu sehr an.“

Su servit. Fremder: „Was bedeutet denn diese Marmorafel mit der Inschrift „Zur Genehung!““ Einheimischer: „Wissen Sie, da ist einmal unser Landesfürst gestanden und hat genießt.“

Herr: „Warum betteln Sie denn, Sie könnten ja arbeiten!“ Bettler: „Je mehr Leute arbeiten, desto schlechter wird die Arbeit bezahlt, und dazu beif' ich nicht mit!“

droshfen vor einigen Tagen eingeführt. Eis nun ein paar biereere Landleute in die aufblühende Industriestadt kamen, um Einkäufe zu machen; bemerkten sie auch mit Staunen den neuen Wagen. Ihre Neugierde ließ sie näher treten, und als der freundliche Kutscher einladend auf das Schild „Frei“ wies, stiegen die beiden ein. Die Fahrt ging durch die Stadt „nach Untel Theodor“, der gewiß große Augen machen wird, wenn der Besuch im Wagen vorgefahren kommt. Man kam am Ziele an. Stolz und grazios stiegen die Westfalen aus, dankten dem Führer und wollten ins Haus treten, als sie des „Terameters“ kräftige Stimme vernahmen, die Zahlung verlangte. Unsere Biereren waren vor Staunen boff und schienen die Sprache verloren zu haben. Menschen sammeln sich an. Der Kutscher stieg von seiner Höhe herab, griff den einen am Arm und schrie: „Wollt Ihr bezahlen oder nicht?“ Da kam wieder Leben in den Landmann: „Ja, kostet das denn etwas? Auf dem Schild steht doch „Frei“, und so glauben wir, freie Fahrt zu haben!“ Das Geschäfter der Umstehende belehrte sie eines Besseren. Mit saurer Miene mußten sie die Fahrt bezahlen. „Nun geb' mir aber mit der Großstadt weg“, meinte der eine. Um eine Erfahrung reicher, traten sie bei Untel Theodor ein.

Zoologie. Lehrer: „Kennst mir Thiere, die sich durch ganz besondere Hinterlist und Falschheit auszeichnen. Na Fritz?“ Fritz: „Der Hase.“ Lehrer: „Aber wie kommst Du denn darauf, der Hase ist doch ein ganz harmloses Thier.“ Fritz: „Na, weil doch meine Mutter blos immer von „falschen Hasen“ spricht.“

Gemüthlich. Professor (zum Einbrecher): „Sie wünschen?“ „Blos, daß Sie jezt ein Viertelstündchen schlafen, Herr Professor.“

Sittlich. „Ich habe von Ihrem Haarbeförderungsmitel gelesen — bitte, senden Sie mir zwei Flaschen von der werthen Tinktur!“

Falsche Auffassung. Bantier (als er auf einer Gebirgstour zum ersten Mal angefeilt wird): „Na, hör'n Sie, für die paar Mark wär' ich Ihnen auch so noch sicher genug!“

Erst. Fremder (im zoologischen Garten): „Einen großen Thierbestand haben Sie aber nicht!“ Aufseher: „Nein, aber dafür liegt im Restaurant „Brehm's Thierleben“ auf.“

Schöne Aussichten. Junge Frau (zu ihrem betrunkenen heimkehrenden Mann): „Um Gotteswillen, Heinrich, Du bist betrunken!“ Mann: „Was nennst Du betrunken? — bist Du aber noch grün!“

Der Badfisch. Institut - Vorsteherin: „Clara, Stehen Sie nicht fortwährend auf, Sie müssen sich gedulden, sitzen zu bleiben!“ Schülerin: „Ich glaube, Fräulein, man gewöhnt sich das leicht zu sehr an.“

Su servit. Fremder: „Was bedeutet denn diese Marmorafel mit der Inschrift „Zur Genehung!““ Einheimischer: „Wissen Sie, da ist einmal unser Landesfürst gestanden und hat genießt.“

Soziale Bedenken. Herr: „Warum betteln Sie denn, Sie könnten ja arbeiten!“ Bettler: „Je mehr Leute arbeiten, desto schlechter wird die Arbeit bezahlt, und dazu beif' ich nicht mit!“

Herr: „Warum betteln Sie denn, Sie könnten ja arbeiten!“ Bettler: „Je mehr Leute arbeiten, desto schlechter wird die Arbeit bezahlt, und dazu beif' ich nicht mit!“

Herr: „Warum betteln Sie denn, Sie könnten ja arbeiten!“ Bettler: „Je mehr Leute arbeiten, desto schlechter wird die Arbeit bezahlt, und dazu beif' ich nicht mit!“

Herr: „Warum betteln Sie denn, Sie könnten ja arbeiten!“ Bettler: „Je mehr Leute arbeiten, desto schlechter wird die Arbeit bezahlt, und dazu beif' ich nicht mit!“

Herr: „Warum betteln Sie denn, Sie könnten ja arbeiten!“ Bettler: „Je mehr Leute arbeiten, desto schlechter wird die Arbeit bezahlt, und dazu beif' ich nicht mit!“

Herr: „Warum betteln Sie denn, Sie könnten ja arbeiten!“ Bettler: „Je mehr Leute arbeiten, desto schlechter wird die Arbeit bezahlt, und dazu beif' ich nicht mit!“

